

«Die ganz guten Schüler können das, die anderen gehen unter»

Heilpädagogin Eliane Perret schöpft aus reicher Erfahrung. Sie spricht über Auswüchse des selbstorganisierten Lernens, Missverständnisse der integrativen Förderung und die Trendwende bei Smartphones und iPads.

Interview: Karl Kälin

«Zu uns kommen die Kinder erst, wenn man zur Einsicht gefangt, dass es in der Regelklasse wirklich nicht mehr geht», sagt Eliane Perret. Die erfahrene, 74-jährige Heilpädagogin und Psychologin empfängt die «Schweiz am Wochenende» an der Sonderpädagogischen Tagesschule Toblerstrasse in Zürich, die im selben Haus wie eine Privatschule untergebracht ist. Alle Kinder, die dort unterrichtet werden, haben eine schulpсихologische Abklärung hinter sich, viele eine Diagnose wie ADHS oder eine Autismusspektrumsstörung. Noch immer unterrichtet Perret pro Woche je zwei Lektionen Werken und Zeichnen und arbeitet individuell mit Schülern. Ein Gespräch über die Entwicklungen an der Volksschule.

Welche persönlichen Erinnerungen haben Sie an Ihre Schulzeit?

Eliane Perret: Ich ging gerne zur Schule. Wir waren stolz, jetzt gross zu sein. Ich hatte Glück, dass damals ein Wechsel in der Pädagogik stattfand. Ein streng au-

toritärer Unterricht wich einem, in dem pädagogische und entwicklungspsychologische Aspekte in den Vordergrund rückten.

Heute ist das selbstorganisierte Lernen Trumpf, die Lehrperson wird vermehrt zu einer Art Coach. Eine gute Entwicklung?

Nein. Diese Lernform verkennt die neuesten Befunde der Entwicklungspsychologie. Kinder sind soziale Wesen. Sie brauchen Erwachsene, die ihnen zeigen, wie das Leben funktioniert. Kinder haben ein Recht darauf, angeleitet zu werden, die Weitergabe von Kultur und Wissen gehört dazu. Man kann nicht erwarten, dass sie alleine auf den Satz des Pythagoras kommen. Das selbstorganisierte Lernen reiht sich ein in den Reigen von Schulreformen, die vor mehr als dreissig Jahren ihren Anfang nahmen. Zu einem Teil steckt dahinter Ideologie.

Wie meinen Sie das?

Dass der Erwachsene den Kindern nichts beibringen darf, dass das Gras

nicht schneller wächst, wenn man daran zieht, dass sich die Kinder dann schon in ihrem eigenen Tempo entwickeln werden; solche Ideen beruhen auf einem antipädagogischen Konzept, bei dem es keinen Klassenunterricht mehr braucht und individualisierte Lernprogramme im Vordergrund stehen und nach digitalen Algorithmen lernen. Für das selbstorganisierte Lernen brauchen die Kinder sehr viel Motivation aus sich heraus. Die ganz Guten können das, sie bestehen in jedem Schulsystem. Die weniger Guten gehen unter. Dazu kommt die Digitalisierung. Jetzt gibt es zum Glück eine Gegenbewegung. Verschiedene Länder wie Schweden, Frankreich, Irland, Kanada oder Spanien haben die Smartphones oder auch iPads aus dem Klassenzimmer verbannt oder planen dies, weil die Schüler davon zu stark abgelenkt werden. Auch in der Schweiz gilt in einigen Schulen ein solches Verbot.

Diese Zeitung hat kürzlich über die Forderung der FDP berichtet, den Fremdsprachenunterricht an der

Primarschule abzuschaffen. Sie haben uns geschrieben, dieses Thema sei essenziell. Weshalb?

Die Grundlage für die Bildung fusst auf einem sicheren Fundament in der Erstsprache. Es geht nicht nur darum, grammatikalisch korrekte Sätze zu bilden. Vielmehr hat Sprache auch einen wichtigen Anteil an der sozial-emotionalen Entwicklung und der kulturellen Verwurzelung. Heute besuchen viele Kinder die Schule, deren Erstsprache nicht Deutsch ist. Je höher die Schulstufe, desto wichtiger wird Deutsch. Sonst versteht man auch in Mathematik und in den naturwissenschaftlichen Fächern nicht, um was es geht. Kinder, die über ein gutes Fundament in der Erstsprache verfügen, lernen einfacher Fremdsprachen, weil sie Satzstrukturen kennen und über einen gewissen Wortschatz verfügen.

Die Fremdsprachen wurden mit der Lösung «je früher, desto besser» eingeführt.

Diese These geht von einem Sprachbad aus. Das trifft zu, wenn die Kinder zu Hause, in der Kita, in der Spielgruppe

konsequent eine andere Sprache sprechen. In der Schule gibt es aber kein Sprachbad. Man hat pro Woche ein paar Lektionen Englisch und Französisch, am Schluss können die Kinder vielleicht einige wenige Sätze sagen. Die Linguistin Simone Pfenninger, unterdessen Professorin an der Universität Zürich, hat schon vor zehn Jahren nachgewiesen, dass Kinder, die an der Primarschule keinen Englischunterricht hatten, den Rückstand auf die Frühstarter an der Oberstufe schon nach sechs Monaten aufholten. Ich sehe weitere Probleme.

Nämlich?

Der Fremdsprachenunterricht an der Primarschule geht auf Kosten des Deutschunterrichts, der naturwissenschaftlichen Fächer und des Werkunterrichts. Das ist ein Problem – gerade auch wegen des Werkunterrichts. Viele Kinder mögen das Fach. Es trainiert nicht nur die Feinmotorik, sondern auch das Vorstellungsvermögen und enthält gestalterische Elemente. Die Kinder machen mit künftigen handwerklichen Berufsfeldern Bekanntschaft. Das ist wichtig angesichts des allseits beklagten Fachkräftemangels. Handwerkliche Berufe verdienen mehr Anerkennung. Wir sind froh, wenn der Sanitär kommt und den kaputten Wasserhahn repariert.



Bild: Andreas Zuber

Wichtige Stimme in Bildungsfragen

Eliane Perret (74) unterrichtete zuerst als Primarlehrerin. Später bildete sie sich zur Heilpädagogin weiter und absolvierte in den 1990er-Jahren an der Uni Zürich ein Studium in Psychologie, Psychopathologie und Sonderpädagogik, worin sie auch promovierte. Perret leitete von 1992 bis 2020 die Sonderpädagogische Tagesschule Toblerstrasse in Zürich. Sie ist Fachbuch-Autorin und schaltet sich regelmässig in bildungspolitische Debatten ein. (saw)

Man hört kaum von Lehrpersonen, die von der integrativen Förderung (IF), also dem Einbezug möglichst aller Kinder mit Schwierigkeiten aller Art in die Regelklasse, begeistert sind. Was sind die Gründe?

Schulische Massnahmen sollten immer pädagogisch begründet sein. Man müsste bei jedem einzelnen Kind abklären, ob eine integrative Lösung seiner Entwicklung dient oder ob eine separate Lösung besser ist. Das ist heute leider nicht so. In den kantonalen Volksschulgesetzen steht die Integration an erster Stelle. Die Verantwortlichen stützen sich dabei auf die Behindertenkonvention und andere internationale Verträge. Doch keine dieser Konventionen verlangt eine ausschliesslich integrative Lösung.

Laut Studien lernen IF-Schüler im Umfeld einer Regelklasse besser.

Es wird immer auf die gleichen Studien verwiesen. Diese Studien belegen aber auch, dass sich die IF-Kinder weniger wohlfühlen und sozial oft am Rand stehen. Es ist nicht toll, wenn man in einem Klassenverbund immer der Schlechteste ist und einen Sonderstatus hat wegen der integrativen Förderung. Die Verfechter der IF-Lösung stellen ihr Modell nie infrage. Wie nach jeder missglück-

ten Reform rufen sie nach mehr Ressourcen und weiteren Studien. Ein Marschhalt kommt für sie nicht infrage.

Es geht um Karriere. Kleinklassenschüler werden beim Zugang zum Arbeitsmarkt diskriminiert.

Die Frage lautet: Ist ein Kind nicht stigmatisiert, wenn es in der Regelklasse ein anderes Programm hat als die anderen und extra Förderunterricht braucht? Wenn die Lernziele nach unten angepasst werden und das Kind nicht in ein soziales Umfeld eingebettet ist, das es benötigt, damit seine sozial-emotionalen Kompetenzen gefördert werden? Immer am Schluss zu stehen, ist demotivierend. In unserer Schule in Zürich haben wir ein Kooperationsmodell mit der Privatschule im selben Haus, die Kinder haben einen guten Zusammenhalt untereinander und sind auch befreundet. Man besucht gewisse Fächer getrennt, andere zusammen, wie zum Beispiel Turnen, Werken oder Singen. An Tagesschulen kann auch das Mittagessen gemeinsam eingenommen werden.

Würden Sie das Modell der integrativen Förderung ganz abschaffen?

Nein. Es gibt Kinder, die mit Förderunterricht eine Regelklasse besuchen

können. Ich möchte jedoch auf einen anderen Punkt hinweisen.

Hüte.

Es geht um die Frage, wie wir Auffälligkeiten im Verhalten oder Lernschwierigkeiten von Kindern erklären. Wir haben einen Paradigmenwechsel hinter uns, der in den 1980er-Jahren ausgehend von den USA seinen Anfang nahm. Früher orientierte man sich an den humanwissenschaftlichen Disziplinen, seither dominiert das biopsychosoziale Modell. Das brachte eine Psychiatisierung der Pädagogik mit sich.

Was bedeutet das?

Die Probleme der Kinder werden vorwiegend mit Hirnfunktionsstörungen erklärt, die man medikamentös behandelt. Nach psychosozialen Ursachen und Umweltbedingungen, welche das Auftreten bestimmter Verhaltensauffälligkeiten und psychischer Störungen begünstigen, wird immer weniger gefragt. Die Ausbildung an der Hochschule für Heilpädagogik zielt stark in diese Richtung. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass in der Schweiz seit der Jahrtausendwende viel häufiger Methylphenidat (etwa in Ritalin) verschrieben wird. Ich plädiere für eine andere Herangehensweise, denn es gibt aktu-

elle Forschungsergebnisse, vorwiegend aus der Entwicklungspsychologie: Es geht um eine umfassende Analyse der Lebensgeschichte von Kindern mit Problemen, die das soziale Umfeld und die Lernbiografie einschliesst. Kinder benötigen eine sichere Bindung, damit sie sich gut entwickeln und resilient werden. Solche Forschungserkenntnisse der Entwicklungspsychologie sollten stärker in den Schulalltag einfließen. Das ergibt die Basis, um gemeinsam mit den Eltern einen Weg zu definieren, wie man dem Kind helfen kann.

Können Sie uns verraten: Was tun, wenn Kinder die ganze Zeit Papierflieger herumschmeissen?

Solche Verhaltensauffälligkeiten legen sich an unserer Schule schnell. Es ist eine Bestätigung für unseren pädagogischen Ansatz. Wenn die Kinder eine Perspektive erhalten, wenn sie gesehen werden, gefördert und gefordert werden, wenn man an sie glaubt, dann beginnen sie, ihr Verhalten zu ändern. Das braucht Zeit. Dafür benötigt es sehr viel Beziehungsarbeit, für die Lehrpersonen in einer regulären Klasse vielleicht gar nicht genügend Zeit haben. In unserer Schule zum Beispiel unterrichten wir auf der Unterstufe 6 und auf der Mittelstufe 8 Kinder pro Klasse.